

Kapitel 1

Sol rief mich um zehn Uhr an. Er wollte mich in fünf Minuten sehen.

Ich konnte nicht sagen, ob ich wegen des Espresso oder der Aufregung so zappelig war. „Also, Brian.“ Ich stützte mein Kinn auf meine Hände und sah zu ihm hinüber. „Was glaubst du, wen er nach Miami schickt?“

Brian seufzte und blickte nicht auf. „Ich hab keine Ahnung.“

„Willst du die Story gar nicht?“

„Marisa tauscht unser Haustürschloss aus, wenn ich sie so lange allein lasse.“

„Redet ihr über Kuba oder Miami?“ Laura blieb im Mittelgang stehen und blickte uns neugierig an. „Hat Sol schon was gesagt?“

Ich versuchte, mein Lächeln zu verbergen. „Ich finde es in fünf Minuten heraus.“

Laura tippte gedankenverloren mit ihrem Bleistift auf die Kante von Brians Schreibtisch. „So eine großartige Geschichte. Kuba, post-Fidel –“
„Miami im April –“, sagte Brian sehnsüchtig.

Einen Moment schwiegen wir – alle in Gedanken an den unendlichen Sonnenschein versunken. Portland, Oregon, ist nicht gerade bekannt für seinen sonnigen Frühling.

Miami im April – eine Möglichkeit, um endlich auf die Titelseite zu kommen.

Ich will die Story. Ich will sie unbedingt.

* * *

„Setz dich, Tate“, sagte Sol und räkelte sich in seinem Stuhl, die schokoladenbraunen Arme hinter seinem Kopf verschränkt. Alles, was ihm für sein Zeitungsverleger-Image noch fehlte, war eine Zigarre im Mundwinkel. Aber nach fünfundzwanzig Jahren Ehe hatte ihn seine Frau dann doch zurechtgebogen.

Sie und das Nichtrauchergesetz.

Sol ließ seine Arme sinken und griff nach seinem Anti-Stress-Ball. Ein Exemplar der gestrigen Tageszeitung bedeckte den kleinen Teil

seines Schreibtisches, auf dem sich nicht gerade die Projekte stapelten. Er warf den Ball von einer Hand in die andere.

Ich setzte mich und schlug meine Beine übereinander.

„Wie geht's so?“, fragte er.

„Äh ...“ Wo sollte das hinführen? „Danke, gut.“

„Bist du im Moment irgendwie gestresst?“

„Nein, nicht wirklich.“

„Hm.“ Sol legte den Anti-Stress-Ball wieder zur Seite, setzte seine Lesebrille auf und beugte sich über die Zeitung. „*Henry Paul Tate aus Lincoln, Oregon, starb am Montag, den 20. März, an einem Herzinfarkt.*“ Sol sah mich an. „Ich überspringe ein bisschen. *Tate hinterlässt seine Frau Kathy, seine Töchter Beth Thompson aus Neotsu, Oregon, und Jayne Tate aus Portland, Oregon, und seine Enkelin Emilee Thompson aus Neotsu.*“ Er faltete seine Hände. „Ich glaube nicht, dass ich den Rest auch noch vorlesen muss. Es gibt keine andere Jayne Tate in Portland, die in Lincoln City aufgewachsen ist, erst recht nicht mit einem Vater, der Henry heißt.“

„Sind Todesanzeigen jetzt etwa ein neues Hobby von dir?“

„Wolltest du mir die Sache mit deinem Vater eigentlich irgendwann erzählen?“

„Das ist Privatsache.“ So war es ja auch. „Ich wusste nicht, dass es hier wichtig ist.“

Es war auch nicht wichtig. Mum hatte den Trauergottesdienst auf einen Sonntag gelegt, und ich war lange genug in Lincoln geblieben, um der Trauerrede meines Onkels zuzuhören und alle drei Trauerlieder mitzusingen.

Ich hatte meine Pflicht getan. Ich war nicht einmal in Jeans und einem „Herzlichen-Glückwunsch“-T-Shirt aufgekreuzt und hatte auch nicht jedem erklärt, wie mein Vater jegliche Freude aus einem fünfjährigen Kind hatte saugen können. Dass er höchstens einmal im Monat gelächelt hatte, und dann nicht wegen seiner kleinen Tochter. Dass meine Schwester Beth mit achtzehn Jahren geheiratet hatte, um endlich aus dem Haus zu kommen, obwohl ich ihr erklärt hatte, dass sie auch studieren könnte, um das zu erreichen.

Nein. Ich hatte mein schwarzes Kostüm getragen, die brave Tochter gespielt und war dann wieder nach Hause gefahren, um meine Wohnung zu putzen.

Sol sagte nichts.

„Wir standen uns nicht sehr nahe. Wirklich.“

Er zuckte mit den Schultern. „Es macht keinen Unterschied, ob ihr euch nahestandet oder nicht, aber ich sage dir eins – deine Arbeit entgleitet dir.“

„Ich bin deine beste Feuilleton-Reporterin!“

„Lanahan ist mein bester Feuilleton-Reporter. Ich lasse dich nur weiterhin hier arbeiten, weil irgendwann der Tag kommt, an dem er zu tief gräbt und man ihn auf dem Grund des Flusses findet.“

„Danke.“ Ich war besser als Lanahan. Wir beide wussten es, aber Lanahan hatte den Bonus, ein alter Hase – ein sehr alter Hase – zu sein und nach allen Seiten Kontakte zu haben.

„Du bist nicht schlecht, deine Informanten lieben dich und du kannst aus jeder Geschichte etwas machen. Deshalb kann ich auch leicht beurteilen, wenn dir deine Arbeit entgleitet. Deine Überschriften sind schlaff und deine Beschreibungen klischeehaft.“ Er nahm ein Blatt Papier in die Hand und las laut vor. „*Klatschnasser Highway?*“ Er schnaubte verächtlich. „Willst du mich auf den Arm nehmen? Glaubst du etwa, du schreibst wieder für dein Collegeblättchen?“

„Ich überarbeite alles, wenn es sein muss. Das weißt du.“

„Aber du musstest noch nie so viel überarbeiten wie im Moment. Du warst immer das Wunderkind unter uns, aber die Zeiten werden auch für uns nicht leichter. Wir müssen immer mehr brillante Reporter entlassen und diesen Promimist bringen. Die Leute lesen keine Zeitschriften mehr. Alles findet nur noch online statt. Kannst du dir das vorstellen? Wenn meine Frau mich nicht dazu zwingen würde, Tai Chi zu machen, wäre ich schon lange durchgedreht.“ Sol legte seine Brille auf den Tisch und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Also, es geht um Folgendes: Du musst wieder die Alte werden oder dich nach einem neuen Job umsehen. Aber leider gibt es im Moment in unserer Branche keine Jobs. Wann hast du dir eigentlich das letzte Mal Urlaub genommen?“

„Außer am Wochenende ...“ Nicht, dass ich mich jemals richtig entspannen würde, auch nicht am Wochenende. Aber egal, meine Entspannungstechniken gingen Sol nichts an.

„Die Personalabteilung sagt, dass du ziemlich viele Überstunden hast. Du solltest dir endlich Urlaub nehmen.“

Jeder Muskel in meinem Körper spannte sich plötzlich an. „Wie lange? Willst du mich etwa dazu zwingen?“

„Das ist deine Chance, deinen Job zu retten. Ich tue dir nur einen Gefallen, glaub mir – du wärst eine schreckliche Kellnerin. Du hast mindestens drei Wochen.“

„Sol –“

„Vielleicht solltest du auch etwas Tai Chi machen.“

„Was ist mit ... Miami?“

Sol seufzte. „Ich schicke Laura.“

Seine Worte trafen mich wie ein Schlag in den Magen. Ich konnte kaum atmen. „Sie findet nicht mal einen vernünftigen Aufhänger.“

„Im Moment findest du das auch nicht.“

Mein Trip nach Miami. Meine Chance auf die Titelseite – alles löste sich in Luft auf, weil ich vielleicht ein paar passive Verben zu viel in meinen Artikeln verwendet hatte.

* * *

Ich beendete meine letzten Projekte und machte früher Feierabend. Es war sinnlos weiterzumachen, wenn alles, was ich einreichte, gleich wieder zur Überarbeitung an mich zurückgegeben wurde.

Ich zog meinen Motorradhelm auf und schwang mich auf meine Maschine. Vielleicht konnte ich meine Nerven mit einer kleinen Spritztour beruhigen.

Ich konnte nicht an Powells Buchladen vorbei. Das ist das Problem, wenn man Bücher so liebt. Jedes Mal, wenn ich den Laden betrete, verliere ich mich in irgendeinem Buch und vergesse die Zeit.

Dieses Mal konnte ich allerdings das Gespräch mit Sol nicht vergessen. Sogar als ich das Regal mit Büchern über Origami und andere Papierfalttechniken durchstöberte, stand mir unser Gespräch vor Augen. Seit ich bei der Zeitung angefangen hatte, hatte ich immer mit Vollgas gearbeitet. Ich hatte nicht auch nur einen einzigen Gang zurückschalten wollen. Ich hätte auch gar nicht gewusst, wie ich das anstellen soll. Doch im Moment fühlte ich mich innerlich völlig zerrissen.

Was würde ich in meinem Zwangsurlaub machen? Auf keinen Fall wollte ich meine Familie besuchen. Meine Schwester würde mir nur

zeigen, welche Wand sie gerade neu gestrichen hatte und welchen Gegenstand sie aus dem Töpferei-Katalog bestellt hatte.

Vielleicht würde mir diese Art von Leben in ein paar Jahren auch gefallen, aber mit 26 war ich noch nicht so weit. Ich wusste einfach nicht, wie ich den Familieneinkauf für eine ganze Woche auf meinem Motorrad transportieren sollte.

Das Titelblatt eines Magazins zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Eine lange Reihe frisch gewaschener Wäsche flatterte auf einer Leine. Ein kleines Mädchen in einem dunklen Kleid hing sie auf oder nahm sie gerade ab. Es hatte sich von der Kamera abgewendet.

Ich blätterte durch das Magazin und fand den Artikel. Der Journalist – der gar nicht mal so schlecht war – hatte einen Artikel über Menschen geschrieben, die isoliert für sich lebten. Sie praktizierten Vergeltung, wenn sie mit Hass konfrontiert waren. Sie kümmerten sich um die Mitglieder ihrer Gemeinde. Sie nannten sich selbst Amisch, nach Jakob Ammann, dem Mann, der diese Bewegung ins Leben gerufen hatte.

Mein Verstand fing an zu arbeiten, während sich mein innerer Aufruhr langsam beruhigte. Ich konnte meine Augen einfach nicht von dem kleinen Mädchen wenden, das die Wäsche aufhängte. Was trieb Menschen dazu, so zu leben, wenn es doch Trockner und Laptops gibt?

Ich kaufte das Magazin und machte mich auf den Heimweg.

Eine kurze Recherche im Internet brachte mich zu einer kleinen Amisch-Gemeinde vor den Toren von Albany. Weitere Nachforschungen brachten mich auf Filme wie *Der einzige Zeuge* mit Harrison Ford und *Mord im Schilf* nach Jodi Picoult's *Die einzige Wahrheit*. Dann fand ich noch eine ganze Armada an weiteren Büchern über Amisch. Sie hatten ganz offensichtlich eine ziemliche Medienpräsenz.

Ich fragte mich, wie sie sich dabei fühlten. Nichts, was ich las, ließ darauf schließen, dass diese Menschen das Rampenlicht genossen. Ich fragte mich auch, wie genau die Beschreibungen wirklich waren. Die Idee, dass eine Gesellschaft zusammenlebte, sich umeinander kümmerte und von dem lebte, was sie sich selbst erarbeitete – ehrlich gesagt, fiel es mir sehr schwer, das zu glauben. Selbst wenn es funktionieren sollte: was war ihr Geheimnis?

Ich las ein bisschen weiter und erfuhr, dass die Amisch ähnlich wie

Mennoniten lebten, aber dass ihr Lebensstil noch einfacher war. Beide Gruppierungen waren Pazifisten und gegen die Kindertaufe, aber die Mennoniten hatten Elektrizität und fuhren Autos. Amisch, die ihre Gemeinde verließen, schlossen sich häufig den Mennoniten an.

Mein Verstand fing wieder an zu arbeiten. Eine Kolumne, die unsere Zeitschrift ab und zu brachte, wurde von einer Mennonitin geschrieben. Hatte sie Beziehungen zu den Amisch? Vielleicht. Ich kaute auf meiner Lippe und dachte über die Möglichkeiten nach.

Eine Story formte sich in meinem Kopf, und ich hatte mindestens drei Wochen, um sie zu verfolgen.

* * *

Shane sah mich fassungslos an. „Du willst *was* machen?“

Plötzlich bedauerte ich das Bedürfnis, meinen Plan mit meinem Freund zu besprechen. „Ich habe alles genau geplant“, verteidigte ich mich. „Ich habe sowieso drei Wochen frei. In der Nähe von Albany gibt es eine Amisch-Gemeinde. Ich bleibe eine Woche oder so in Albany. Vielleicht kann ich mich danach auf einer der Farmen einmieten.“

Shane blickte mich mit seinen ernstesten braunen Augen prüfend an. „Willst du etwa von Tür zu Tür gehen und fragen, ob dich jemand aufnimmt?“

Ich streckte meine Schultern. „Ab und zu bringen wir die Kolumne einer Mennonitin –“

„Was?“

„Unterbrich mich nicht. Die Frau heißt Ethel Beiler. Ich habe schon mit ihr geredet. Sie kennt einige Familien in der Gegend und redet mit ihnen.“

„Das ist verrückt.“

„Das ist Journalismus.“

„Jayne!“ Shane stieß einen frustrierten Seufzer aus. „Dein Vater ist gerade gestorben.“

„Wir standen uns nicht sehr nahe. Das habe ich dir doch schon gesagt.“

„Aber er war trotzdem dein Vater. Es ist egal, ob ihr euch nahestandet oder nicht.“

So kamen wir nicht weiter. „Hast du irgendwas Interessantes in dei-

nem Kühlschrank? Und wenn ich interessant sage, meine ich nicht, dass es im letzten Monat die Farbe geändert hat.“

„Ich habe gebratenes Hühnchen. Erzähl mir noch mal, wie lange du wegbleiben willst.“

„Etwa drei Wochen.“

„Bist du ...“ Er zögerte. „Bist du dir mit uns immer noch sicher?“

Meine Augen wurden groß. „Natürlich! Und du?“

„Wir sind seit sechs Monaten zusammen. Du hast meine Eltern kennengelernt, meine Brüder, alle.“

Ich setzte mich neben ihn. „Und ich finde sie alle total nett.“

„Aber du willst nicht, dass ich deine Familie kennenlerne.“

„Das willst du auch nicht.“

„Doch, das will ich.“

„Nein, wirklich, das willst du nicht. Ich will dir nur den ganzen Ärger ersparen.“

„Was ist mit deiner Schwester?“

„Meine Schwester wurde einer Gehirnwäsche unterzogen. Alles, was wir ihr erzählen, wird sie an meine Eltern weiterplappern.“

„Eltern? Dein Vater ist tot.“

Ich legte meine Hände um sein Gesicht und küsste ihn zärtlich.

„Vertraust du mir? Bitte?“

Er seufzte. „Drei Wochen?“

„Drei winzige, kurze Wochen. Ich bin wieder da, bevor du mich vermissen kannst. Aber ich muss dich noch um einen Gefallen bitten ...“

„Ja?“

„Kümmerst du dich um meine Post?“

„Natürlich. Für dich mache ich alles. Du musst einfach nur nach drei Wochen nach Hause kommen.“

* * *

Ich wusste, dass ich die Stadt nicht verlassen konnte, ohne Joely, Kim und Gemma zu informieren, deshalb lud ich sie für den nächsten Tag zum Mittagessen ein.

Joely Davis, Kim Keiser und Gemma DiGrassi waren meine besten Freundinnen. Kim und Gemma kannte ich über die Zeitung. Kim kümmerte sich um Artikel, die Stadtangelegenheiten betrafen – und

sie war die einzige Journalistin, die es fertigbrachte, den Artikel über den Bau der neuen Stadtautobahn wie einen essigsuren Sozialkommentar klingen zu lassen.

Gemma arbeitete als Restaurantkritikerin. Sie aß den ganzen Tag in hervorragenden Restaurants und kritisierte das Personal. Außerhalb ihres Jobs war sie die liebenswürdigste Person, die ich kannte. Und sie machte hervorragende Pasta.

Joely und ich hatten uns an einem Tatort kennengelernt. Sie war die einzige Polizistin mit Humor, die ich kannte. Ich hatte sie Kim und Gemma vorgestellt, und seitdem können wir nicht mehr ohne einander leben.

Joely schüttelte ihren Kopf, als ich das Restaurant betrat. „So eine tolle Maschine. Es ist eine Triumph, oder?“

„Wir haben dich durchs Fenster gesehen“, erklärte Kim. „Setz dich und bestell. Ich habe Hunger.“

Ich überflog schnell die Karte und suchte mir alles aus, was ich wahrscheinlich nicht mehr bekommen würde, wenn ich nicht mehr hier war.

Kim musterte mich prüfend, nachdem die Kellnerin weggegangen war. „Was ist denn mit dir los?“

„Ich gehe für ein paar Wochen zu den Amisch.“

„Als Strafe für was?“, fragte Joely.

Gemma stieß ihr den Ellbogen in die Seite. „Sei still. Das wird lustig, Jayne. Meine Tante hat das auch gemacht – ist in einem Einspänner gefahren und so.“

„Wo war deine Tante denn?“

„In Ohio.“

„Ich bleibe hier in der Nähe. In einer Gemeinde bei Albany.“

„Was ist mit der Miami-Story?“, wollte Kim wissen und ließ die Eiswürfel in ihrem Wasserglas kreisen.

„Laura hat sie bekommen. Ich bin ehrlich gesagt im Moment beurlaubt.“

Gemma nickte. „Wegen deinem Vater? Das ist eine gute Idee.“

„Laura könnte keinen vernünftigen Aufhänger finden, und wenn es um ihr Leben ginge“, sagte Kim. „Was machst du jetzt?“

„Ich nutze die Zeit, um selbst eine vernünftige Story zu schreiben.“

Ich ertete drei fragende Blicke.

„Freischaffend“, erklärte ich.

„Jetzt warte mal.“ Kim lehnte sich vor. „Du nimmst dir frei, um diese Story zu bekommen? Wollte Sol sie denn nicht?“

„Sol weiß nichts davon. Der Urlaub war aber seine Idee.“

„Er will, dass du dich ausruhst, und du nutzt die Zeit, um eine Story über die Amisch zu schreiben?“

„Ja.“ Ich sah nach unten, entfaltete meine Serviette und legte sie sorgfältig auf meinen Schoß.

Ich konnte die Blicke förmlich spüren, die sich meine Freundinnen zuwarfen.

„Passt auf“, sagte ich, „ich habe keinen Urlaub, weil ich Urlaub nehmen will. Ich bin Journalistin – also berichte ich auch. So bin ich eben.“

Joely zuckte mit den Schultern. „Hey, wenn du deine Freizeit wirklich damit verbringen willst, über eine Fahrt in einem Einspänner zu schreiben, dann mach, was du willst.“

„Wow. Drei Wochen“, sagte Kim kichernd. „Du wirst es lieben. Das einfache Leben, kein Handy –“

„Wer hat gesagt, dass ich mein Handy aufgebe?“

„Bist du sicher, dass du Empfang hast?“, fragte Gemma.

„Dann fahre ich eben in die Stadt.“

„Davon musst du mir erzählen“, sagte Joely grinsend. „Mein Cousin aus Pennsylvania erzählt dauernd, dass er immer aufpassen muss, dass er keine amischen Kinder plattfährt.“

„Sehr witzig.“

Kim griff nach meiner Hand. „Was machst du mit deiner Maschine, während du weg bist?“

„Na ja, irgendwie muss ich ja da hinkommen.“

„Du willst mit deinem Motorrad zu den Amisch?“ Kim lachte. „Was ist mit deinem Auto?“

„Noch in der Werkstatt. Würde eine von euch mein Auto abholen, wenn ich euch den Schlüssel dalasse?“

Sie alle nickten. „Kein Problem“, versicherte Kim. „Also ... was hält Shane von der ganzen Sache?“

„Er glaubt, ich bin durchgeknallt. Also nichts Neues.“

„Ich finde immer noch, dass es ziemlich verrückt ist, dass sich eure Namen reimen“, sagte Joely.

Die Kellnerin kam und brachte unser Essen. Joely, Kim und Gemma bekamen jeweils einen Teller ...

Und ich bekam vier.

„Bist du sicher, dass du satt wirst?“, fragte Kim und bedrohte mit ihrer Gabel mein Sushi.

„Vielleicht wäre es klug“, überlegte Joely, „die Reste einzufrieren.“

Gemma nickte. „Dann kannst du sie dir warm machen, wenn du bei den Amisch verhungerst. Du weißt schon ... ein bisschen Holz, ein paar Streichhölzer und schon hast du einen perfekten Ofen ...“

„Ich hoffe, ihr habt euren Spaß. Vielleicht lerne ich wirklich kochen, wenn ich da bin.“

„Du hast Angst vor Öfen.“ Kim hob eine Augenbraue. „Erinnerst du dich?“

„Es ist keine wirkliche Angst. Es ist eher Abneigung“, knurrte ich. „Apropos Angst: Joely hat Angst vor Clowns.“

Joely verschränkte ihre Arme. „Viele Leute mögen Clowns nicht. Aber Angst vor Öfen – das ist verrückt.“

„Du musst mir danach erzählen, wie das Essen ist“, sagte Gemma und kaute gedankenverloren an ihrer Pizza. „Ich habe gehört, dass die Amisch deutsche Küche kochen. Viele Kohlenhydrate, viel Fleisch ...“ Ihre Stimme klang plötzlich abwesend. „Weißt du was? Ich glaube, dieser Urlaub wird dich überraschen.“

„Ich wollte, dass Miami mich überrascht.“

„Du hast das Fliegen“, gab Kim zu bedenken.

Ich zuckte mit den Schultern. „Da hast du recht.“

Kapitel 2

Nachdem ich am Abend fünf Minuten lang gepackt hatte, fiel mir auf, dass es vielleicht doch keine gute Idee war, mit dem Motorrad zu fahren. Ich hatte keine Ahnung, was ich mit meinen Gepäck machen sollte.

Normalerweise bin ich jemand, der eine Weltreise mit nur einem Rucksack antritt. Aber dieses Mal hatte ich keine Ahnung, was ich anziehen sollte, um in einen Gottesdienst zu passen oder an einem Scheunenbau teilzunehmen.

Ich bin nicht wie die meisten jungen Frauen, die sich während der Woche schon überlegen, was sie am Samstagabend anziehen. Meine Schwester war immer die Hübschere von uns beiden – ich hatte nie das Gefühl, dass ich mich unbedingt schickmachen musste.

Jeans und T-Shirts, Freizeithosen und Blusen. Das war schon fast alles, was mein Kleiderschrank hergab. Wenn es kalt war, zog ich eben einen Pullover oder eine Jeansjacke an.

Was dachten die Amisch über Hosen? Keine Frau trug bei ihnen Hosen. Das war verboten. Würden sie sich angegriffen fühlen, wenn ich eine Hose trug? Wäre ich eine Ausnahme oder eher eine Ausgestoßene?

Ich seufzte und wühlte mich durch meinen Kleiderschrank. Irgendwo ganz hinten musste doch noch der Rock sein, den meine Mutter mir mal geschenkt hatte.

Nach längerer Suche hatte ich ihn endlich in der Hand, aber mir war gleich klar, dass meine Hüften in den letzten neun Jahren etwas breiter geworden waren.

Frustriert griff ich zum Telefon und rief Gemma an. Ich übersprang die üblichen Begrüßungsfloskeln. „Ich brauche Klamotten“, sagte ich ohne Einleitung.

„Bist du krank?“

„Wirklich, ich brauche mindestens einen Rock oder etwas Ähnliches, wenn ich –“

„Du musst Fieber haben, wenn du das Wort ‚Rock‘ in den Mund nimmst.“

„Willst du, dass ich Kim anrufe?“

„Ich bin in einer halben Stunde bei dir.“

Genau das war sie – und sie hatte eine riesige Tasche mit Klamotten dabei. „Du hast dich nicht sehr genau ausgedrückt, also habe ich einfach mal eine Auswahl mitgebracht“, sagte Gemma und umarmte mich schnell. Dann befühlte sie meine Stirn. „Du hast gar keine erhöhte Temperatur.“

Ich verdrehte die Augen. „Ich habe zur Hochzeit meiner Schwester auch ein Kleid getragen.“

„Stimmt“, sagte sie und drängte sich an mir vorbei in den Flur. „Aber ich habe es nicht gesehen. Du erzählst immer nur davon.“ Sie redete einfach weiter, ohne eine Antwort von mir abzuwarten. „Also dann. Ich weiß, dass du kaum schwarze Klamotten hast. Aber die brauchst du. Amischfrauen tragen dunkle Kleidung, glaube ich.“

„Ich brauche etwas Rockähnliches. Ich weiß nicht, wie Amisch sich bei Frauen in Hosen fühlen.“

Gemma kippte den Inhalt der Tasche auf mein Bett. „Du hast nichts über die Länge gesagt, deshalb habe ich einfach alle meine Röcke mitgebracht. Was hast du für eine Größe?“

„Eine größer als in der Highschool.“

„Sehr hilfreich. Probier den hier“, sagte sie und reichte mir einen schwarzen Rock. „Ich denke, wir haben ungefähr die gleiche Größe.“

Ich hatte den Rock noch nicht einmal zugemacht, als Gemma schon den Kopf schüttelte. „Nein, der nicht. Hier –“

„Was stimmt denn nicht mit dem hier?“

„Er betont deine Hüften zu sehr. Nimm den.“ Sie reichte mir einen anderen.

„Er sieht genauso aus.“

„Nein, tut er nicht.“

„Aber –“

„Soll ich Kim anrufen?“

Ich nahm ihr schnell den zweiten Rock ab und ließ den ersten auf den Boden fallen.

„Also ...“ Gemma zog eine Augenbraue hoch. „Erklär mir doch noch mal, warum du unbedingt zu den Amisch willst.“

„Sieh sie dir an. Sie können nicht so perfekt sein, wie sie immer dargestellt werden.“

„Ich glaube nicht, dass jemand denkt, sie seien perfekt. Wenn ich mich recht erinnere, werden die Kinder nur bis zur achten Klasse unterrichtet.“

Ich zuckte mit den Schultern. „Es ist mein Instinkt. Ich weiß immer genau, wann ich etwas Interessantes herausfinden werde.“

Gemma öffnete ihren Mund, schloss ihn aber gleich wieder und wandte ihre Aufmerksamkeit dem zweiten Rock zu. „Das ist er.“

Wir betrachteten meine Erscheinung im Spiegel. Gemma nickte. „Ich glaube, du bist bereit, eine Amisch zu sein.“

* * *

Mit Gemmas Hilfe schaffte ich es, die Satteltaschen meines Motorrades zu packen und mein ganzes elektronisches Equipment in meine Laptoptasche zu quetschen. Ich packte nicht alles ein, weil ich der Meinung war, dass ich jederzeit nach Hause kommen und eine zweite Speicherkarte für meine Kamera oder dergleichen holen konnte. Außerdem brauchte ich Platz für John Hostetlers Buch *Die amische Gesellschaft*.

Am nächsten Morgen fuhr ich früh los.

Der kalte Aprilwind umwehte mich, als ich in Richtung Süden fuhr. Ich ließ die Geschäftigkeit Portlands hinter mir. Bürogebäude wichen allmählich Hügeln und Bäumen.

Ich vermisste die Häuser. Ein kleiner Teil in meinem Inneren fühlte sich nie wohl, wenn ich die Stadt hinter mir ließ. Ich zwang mich dazu, das seltsame Gefühl abzuschütteln. Ich war Journalistin. Ich hatte zu arbeiten.

Nach einer mir endlos erscheinenden Weile parkte ich mein Motorrad endlich vor Albanys *Comfort Inn* am südlichen Ende der Stadt.

Mein Zimmer war nett eingerichtet, obwohl mich das kaum interessierte. Ich stellte die Satteltaschen ab, steckte mein digitales Aufnahmegerät ein und ging wieder nach draußen.

* * *

Das Brummen von Sägen und anderen Maschinen konnte man bis auf die Straße hören. Ich parkte mein Motorrad und ging vorsichtig weiter.

Bei meinen Internetrecherchen hatte ich einige amische Tischlereien entdeckt. Ich hatte mich für diejenige entschieden, deren Besitzer meiner Meinung nach den nettesten Namen hatte.

Levi Burkholder. Ein guter Name.

Sägemehlstaub erfüllte die Luft. Die Tür, die ich geöffnet hatte, führte mich direkt in das Geschäft. Männer schoben Holzblöcke durch Sägen, andere bearbeiteten feinere Holzstücke. Es war ein reges Treiben.

Einer der Arbeiter bemerkte mich. „Der Kundenbereich ist vorne“, sagte er und zeigte auf eine Tür.

„Ich suche Levi Burkholder. Ich bin Journalistin.“

„Was sind Sie?“

„Journalistin!“, rief ich über den Lärm hinweg.

„In Ordnung. Ich sage es Levi. Er trifft Sie im Kundenbereich.“

„Wo?“

„Im Kundenbereich!“, rief er laut, bevor er sich umdrehte und ging. Ich hoffte, er würde nach Levi suchen.

Wie mir gesagt worden war, wartete ich im Kundenbereich, wo alle möglichen alten Zeitschriften über das Zimmereihandwerk herumlagen. Die älteste, die ich fand, war sieben Jahre alt. Ich blätterte sie durch und las einen Artikel über Holzgaragentore.

Faszinierend.

Die Tür öffnete sich, und ein Mann trat ein. Er war ungefähr so groß wie ich und hatte breite Schultern. Er war deutlich jünger, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Ich legte die Garagenlektüre zur Seite. „Sind Sie Levi?“

„Hmhm“, sagte er und schien darüber nachzudenken. „Was, wenn ich Ihnen sagen würde, dass ich es bin?“

Dann will ich deinen Personalausweis sehen. „Dann hätte ich einige Fragen an Sie.“

Er lehnte sich gegen den Ladentisch. „Wirklich?“

„Wenn Sie wirklich Levi sind.“

„Warum glauben Sie, dass ich es nicht bin?“ Er sah verletzt aus.

Ich war nicht auf den Kopf gefallen. „Nennen wir es Instinkt.“

„Ja, gut.“

„Was, gut?“

„Gut, nennen wir es Instinkt. Sie scheinen oft Glück mit Ihrem Instinkt zu haben?“

Plötzlich fiel mir wieder ein, warum ich keine Kleinstädte mochte. Zu viele seltsame Menschen. „Es ist eine Gabe.“

„Eine sehr besondere Gabe“, sagte er und wollte gerade weiterreden, als sich die Tür erneut öffnete. „Hi, Levi. Du kommst genau richtig. Wir haben gerade über ihre besondere Gabe geredet.“

Der echte Levi war einen Kopf größer als der andere Mann. Sein Bart und seine Haare waren voller Sägemehl. Er verdrehte die Augen und sah mich an. „Belästigt er Sie?“

„Noch nicht“, antwortete ich. *Aber beinahe.*

„Es tut mir leid. Spencer wollte gerade wieder an die Arbeit.“

„Wollte ich das?“

Levi wandte seine Augen nicht von mir ab. „Er stört die Leute manchmal. Spence? Geh und arbeite etwas.“

„Klar, Boss“, antwortete Spencer gehorsam.

„Entschuldigen Sie.“ Levi streckte mir seine schwielige Hand entgegen. „Levi Burkholder.“

Ich schüttelte seine Hand. „Jayne Tate.“

„Sie sind Reporterin?“

„Ja. Ich schreibe einen Artikel über die amische Gemeinde und habe mich gefragt, ob ich Sie vielleicht irgendwann mal interviewen könnte.“

„Kommen Sie mit ins Büro.“ Er zeigte den Flur entlang, und ich folgte ihm.

Levi öffnete die Tür. Spencer stand neben dem Schreibtisch.

„Versuchst du, mich zu nerven?“, fragte Levi.

„Du hast mir gesagt, ich soll was arbeiten. Das mache ich.“

„Geh und hilf Grady.“

„Sie sieht nett aus. Du solltest sie zum Essen einladen.“

„Spence!“

Spencer ging schnell zur Tür. „Ich suche dann mal nach Grady.“

Levi wandte sich wieder an mich. „Nehmen Sie bitte Platz. Habe ich mich schon für ihn entschuldigt?“

„Ja, haben Sie.“

„Gut. Ich entschuldige mich nochmals.“ Er faltete seine Hände und stützte sein Kinn darauf. „Haben Sie jemals einen eigenen Betrieb geführt?“

„Nein.“

„Wenn Sie es jemals tun, dann stellen Sie nie Ihre Freunde ein.“

„Danke für den Rat“, antwortete ich lächelnd.

„Man kann sie schlecht feuern. Spencer ist einer der besten Tischler in der Stadt, und seine Mutter würde mich umbringen, wenn ich ihn entließe.“ Levi schüttelte den Kopf. „Worüber hatten wir gesprochen?“

„Die Amisch.“

„Warum wollen Sie ausgerechnet mit mir reden?“

„Sie führen ein amisches Möbelgeschäft.“

„Was wollen Sie wissen?“

„Wie viele Amisch arbeiten bei Ihnen? Kommen Sie aus einer amischen Familie? Wie beeinflussen das amische Leben und die amischen Werte Ihr Geschäft, wenn überhaupt?“

Er nickte und warf einen Blick auf seine Uhr. „Das sind viele Fragen. Leider habe ich heute nicht viel Zeit. Ich kann Ihnen schon mal sagen, dass ich acht amische Jugendliche angestellt habe. Sechs von ihnen sind Tischler, das sind die jungen Männer. Die beiden jungen Frauen kommen abends zum Putzen.“

Ich hob eine Augenbraue.

„Nicht, dass sie einen Stuhl nicht genauso gut wie ihre Brüder zimmern könnten“, fügte er hinzu. „Aber ihre Familien haben es lieber, wenn sie einer ... häuslichen Tätigkeit nachgehen.“

Ich hob einen Finger. „Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich aufnehme, was Sie sagen?“

Er schüttelte den Kopf. „Überhaupt nicht.“

Ich holte mein Aufnahmegerät aus der Tasche, drückte den Startknopf und stellte es auf den Tisch. „Danke.“

„Kein Problem. Also, acht amische Jugendliche. Ich bezahle ihnen allen, was ihre Arbeitskraft wert ist – viele Betriebe machen das nicht.“

„Warum nicht?“

„Diese Kinder lernen von klein auf, hart zu arbeiten, und erwarten nicht viel als Gegenleistung. Es käme ihnen nie in den Sinn, sich zu beschweren.“

„Warum nicht?“ Als ich Teenager war, hatte ich meinen Eltern grundsätzlich widersprochen.

„In der amischen Kultur ist harte Arbeit sehr wichtig, und jeder Einzelne identifiziert sich stark mit dieser Kultur.“

„Wie ist Ihre persönliche Beziehung zu den Amisch?“

„Entschuldigung?“

„Sie scheinen viel über diese Menschen zu wissen.“

Er warf einen schnellen Blick auf seine Uhr. „Eine interessante Frage für einen anderen Tag. Was machen Sie morgen?“

Ich tat so, als studierte ich meinen Terminkalender. Die Seite für morgen war leer.

„Ich hätte vormittags Zeit.“

„Wollen Sie dann morgen früh wiederkommen?“

„Das dürfte klappen.“ Ich schrieb mir den Termin auf. *Levi, Tischlerei.* „Um wie viel Uhr?“

„Halb elf?“

„Halb elf.“ Ich schrieb es auf, ohne ihn anzuschauen. „Vielen Dank für Ihre Zeit.“

Er lächelte. „Gerne. Ich bringe Sie noch zur Tür.“

„Ist schon in Ordnung. Ich finde den Weg.“

„Ich weiß nicht, wo Spencer ist“, gab er grinsend zu bedenken.

Ich nahm meine Tasche über die Schulter. „Gehen Sie vor“, antwortete ich lachend.

Tatsächlich wartete Spencer schon im Kundenbereich auf mich. „Schön, Sie noch mal zu sehen. Kommen Sie bald wieder.“

Ich winkte ihm zum Abschied zu.

Levi folgte mir aus der Tür. „Er ist manchmal dumm, aber harmlos.“

„Das glaube ich Ihnen.“

„Ist das *Ihr* Motorrad?“

Ich gestattete mir ein zufriedenes Lächeln. „Ja.“

„Eine 2007 Triumph Bonneville?“

„2008.“

„Hubraum?“

„865 Kubikzentimeter.“

Levi pffte anerkennend. „Sie ist wunderschön.“

Ich lächelte wieder. „Das finde ich auch.“ Ich griff nach meinem Helm.

„Fahren Sie vorsichtig.“

„Das mache ich“, sagte ich, bevor ich den Motor startete. Als ich um die Ecke fuhr, sah ich im Rückspiegel, dass Levi immer noch auf dem Bürgersteig stand.